



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 14.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1925.

Dem Bruder zur See.

Von Hans Fr. Wlund.

Wir, die vom Meer geboren sind,
Der See verfallen, verschworen sind,
Wir, die wir vom salzigen Schaum der Welt
Leben nahmen und Leben schenken, —
Brüder, wir halten dämmererhell,
Das sie uns nahmen, das wilde Feld,
Die See bleibt unser!

Wenn frühlings der Sturm in den Dünen gräbt,
Fron', was auf Erden in Sühnen lebt.
Wir, trohenden Bluts, sind rascher vorbei,
Das Herz soll'n sie nicht haben,
Schaum unterm Bug, Sturmmöbenschrei,
Die Wö fährt hoch und das Schiff achzt frei. —
Die See bleibt unser!

Der Ursprung der Friesen.

Von Dr. G. L. (Bremerhaven).

(Nachdruck verboten.)

Ueber dieses Thema machte Universitätsprofessor Dr. Bremer (Halle) auf dem ersten Allfriesentag, der vom Montag, den 3., bis Mittwoch, den 5. August, eine große Anzahl von Freunden friesischer Geschichte und Literatur aus Deutschland, Holland und der Nordmark in der freundlichen Stadt Jever vereinigte, sehr interessante Ausführungen.

Ueber das Problem von dem Ursprung der Friesen sind bisher Vermutungen widersprechendster Art angestellt worden. Bremer faßt die Frage von einer neuen Seite und mit neuen Mitteln an, nämlich nach der vergleichend-sprachwissenschaftlich-mundartlichen Methode.

Könnten wir uns einen Sprachgelehrten auf der Studienreise bisher nur mit Notizbuch und Bleistift denken, so merkten wir bei dieser Gelegenheit, daß schon das äußerliche Rüstzeug des modernen Gelehrten ein ganz anderes geworden ist, daß die Errungenschaften der Technik nicht vor den Gelehrtenstufen Halt gemacht haben. — Die Phonographenwalze hat das Notizbuch ersetzt, den Bleistift aber vertritt eine kleine Stahlnadel, und gewiß führt das künstliche Trommelfell des Tonschreibers seine absolut sichere „Hand“.

Willig gingen eine Reihe der am Tagungsorte versammelten, ausländischen Vertreter friesischer Mundarten dem Gelehrten vor den Trichter, galt es doch vielleicht auch darum, die Reste einer sterbenden Sprache — nicht auf Pergament, sondern auf der Hartgummiwalze — attemmäßig zu erhalten. Und wer in solchen Dokumenten zu „lesen“ d. h. zu hören vermag, wer mit geschultem Ohr den Tonfall, jede Färbung des Vokales, jede Modulation des Konsonanten abzutasten gelernt hat, der hört aus der Sprache des Volkes die Stimme seiner Vergangenheit.

Den Eindruck, einen Forscher dieser Art vor sich zu haben, hatte jeder der Zuhörer, die im Prunksaale des jeverschen Schlosses den Worten dieses Gelehrten lauschten — und das Schloß in seiner wuchtigen Schönheit ist als lebtes Baudenkmal aus der friesischen Singszeit unserer engeren Heimat der gegebene Ort, um solchen Ausführungen eine erhöhte unmittelbare Wirkung zu geben.

am meisten gefesselt hat, ist vielleicht auf besondere persönliche Neigung zu dem Thema zurückzuführen, aber ich glaube, daß es auch für andere Freunde der Heimatgeschichte Interesse hat.

Bevor ich auf Bremers Ausführungen eingehe, muß ich für den nicht sprachkundigen Leser kurz vorausschicken, daß die friesische Sprache in Deutschland nur noch auf kleinen, abgeschlossenen Sprachinseln des Festlandes (z. B. Saterland) und auf den friesischen Inseln und Küstengebieten (z. B. Nordfriesland, an der schleswigschen Westküste) von den älteren Leuten gesprochen und verstanden wird. Das Niederdeutsche hat fast überall die friesische Sprache verdrängt. Nur in Westfriesland (in Holland) führt das Friesische einen machtvollen und erfolgreichen Kampf gegen die holländische Sprache.

Professor Bremer führte etwa folgendes aus:

Die Heimat der heutigen Friesen ist die Provinz Friesland in den Niederlanden. Von dort aus haben sie den aus den Gluten herauswachsenden morastigen Nordseefergürtel bis zur Weser hin besiedelt und das Gebiet im zähen Kampfe gegen das Meer und auch gegen die sächsischen Volksstämme verteidigt. Allmählich schoben sie sich weiter vor, besiedelten das Land Wursten und Nordfriesland, also die nordwestlichen Striche des heutigen Holstein.

Daß die Friesen aber ihre Urheimat anderwärts zu suchen haben, als in der niederländischen Provinz Friesland, darauf deuten, nach Bremers Angaben, untrügliche Zeichen. Die geschichtliche Ueberlieferung, die ja erst mit der Römerzeit beginnt, versagt hier natürlich. Anders aber ist es mit der Sprachwissenschaft. Sie weist zwingend nach, daß die ältesten Siedler der jetzigen Provinz Friesland Kelten waren. Nach den (den Vortrag Bremers ergänzenden) Mitteilungen von Giffens von der Groninger Universität bestätigen die vielen Funde in den holländischen Terpen, = Wurtthen, diese Vermutung. Schon das friesische Wort Terpe selbst ist keltischen Ursprungs (dort treb) und bedeutet Ansiedlung. (Ptolomäus nennt Treba, es ist das Wort für eine ehemals keltische Siedlung in der Nähe von Hamburg.)

Die friesischen Siedler mußten also in der Nähe der Seeküste noch Kelten angetroffen haben und haben mit der Wohnung auch die Benennung der Wohnstätten übernommen. Auch das Wort Düne ist keltischen Ursprungs (= kelt: duno dunum) und ist in vielen Ortsnamen bei Caesar zu finden, z. B. Lugdunum. Das keltische Wort bedeutet Berg und Burg, zwei Worte, zwischen denen früher nicht scharf unterschieden wurde. Es ist eine Anhöhe, die zur Burg wird, wenn sie zur Verteidigung eingerichtet wird. Die Düne ist aber die Anhöhe schlechtweg und in dieser Bedeutung von den Kelten übernommen. Diese Beispiele lassen sich beliebig erweitern. Morimarusa z. B. ist die älteste Bezeichnung für das friesische Mormerland, es ist keltisch und bedeutet „Das gestorbene Meer“, also das Wattenmeer im Gegensatz zum Ozean. Auch Abalus ist keltischen Ursprungs.

Daß die belgischen Kelten (später von den Friesen verdrängt) auf der rechtsrheinischen Seite ihre Wohnsitze hatten, also wahrscheinlich im jetzigen Friesland und auf den friesischen (ostfriesischen) Inseln, dafür gibt es sogar zwei einwandfreie Quellen: Caesar sagt: Die Belgier seien ein keltischer Stamm vom jenseitigen Rheinlande (NB. Die Kelten sind durchaus von den Germanen zu trennen), und in der Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. berichtet der Grieche Timagenes, daß die Kelten „ab insulis“ extremis, also von den fernsten Inseln vertrieben sind.

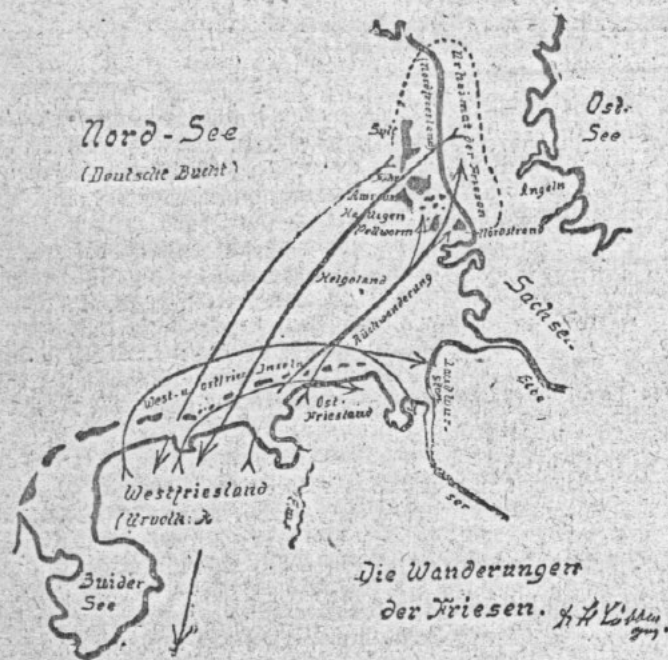
Also: Die Friesen sind in ein von den Kelten nicht völlig verlassenes Land eingedrückt und haben deren Wohnstätten übernommen, im jetzigen Friesland. Sie kamen über See und brachten die

Marschlande. Der Geestbauer hat kaum irgendwo die Marschlandkultur verstanden, im Mittelalter und selbst in der Neuzeit wurden zur Erschließung der Marschen (z. B. auch der Wesermarschen) Friesen (und Niederländer überhaupt) herbeigeholt.

Woher sind nun die Friesen gekommen? Wo liegt ihre Urheimat, zu einer Zeit, in der sie den Namen „Friesen“ noch gar nicht getragen haben?

Auch dieses Rätsel hat die vergleichende germanische Sprachwissenschaft gelöst. Um die Antwort vorweg zu nehmen: Sie kamen aus den westlichen Küstendistrikten des heutigen Schleswig. Zur Begründung muß etwas weiter ausgeholt werden.

Das germanische Urbolt ist in eine Reihe großer Urstämme geschieden. Ein besonderer Stamm waren die Anglo-Friesen. Es ist uns sogar der geschichtliche Name für dieses Urbolt, Ingväonier, erhalten geblieben. Sie waren ein Kultusverband. Die Urheimat der Angeln ist das kleine Gebiet zwischen Flensburg und Schleswig gewesen. Es mag zunächst unwahrscheinlich erscheinen, daß ein so kleines Gebiet die Wiege des großen englischen Staates gewesen sein soll, aber wir haben viele derartige Beispiele. (Das große Reich der Burgunder hat seinen Ursprung auf der kleinen Insel Bornholm.) Die Angeln haben sich weiter nach Dänemark ausgebreitet und erlangten dort die Vorherrschaft. Angrenzend an die Angeln haben die Sachsen in der Gegend des jetzigen Holstein gesessen. Der Stamm der Sachsen ist zum großen Teil nach England gegangen, der andere hat seine politische Selbständigkeit durch die Unterwerfung unter Karl dem Großen aufgeben müssen und wurde ein Teil des deutschen Volkes. Angeln, Sachsen und Friesen bildeten zunächst eine geschlossene sprachliche Einheit.



Die Friesen sind nun aus der Gegend der Westküste des heutigen Schleswig und aus dem Gebiet der Inseln Sylt, Föhr, Amrum (Landzerrörungen?) ausgewandert und haben die Küsten im Gebiete der heutigen Provinz Friesland eingenommen. Von dort aber muß später wieder eine starke Rückwanderung in das Gebiet der Urheimat stattgefunden haben, nachdem schon eine Ummodelung ihrer Mundarten stattgefunden hatte, auf Grund der keltischen Einflüsse. Hauptächlich unterscheiden sich die nordfriesischen Mundarten so stark voneinander, daß man wohl von zwei nordfriesischen Sprachen reden kann. Auf der einen Seite stehen die Inseln Sylt, Föhr, Amrum und Helgoland als Vertreter des friesischen Urstammes, auf der anderen Seite das Festland, die Halligen, Pellworm und Nordstrand. Diese Sprachunterschiede sind so stark, daß eine Verständigung zwischen beiden Sprachstämmen nur mit äußerster Mühe möglich ist. So können z. B. die Friesen auf Sylt, Föhr und Amrum sich besser mit einem Engländer verständigen, wenn er die gemeine Volkssprache spricht, als mit einem Festlandfriesen.

Die Bewohner von Sylt, Föhr, Amrum und Helgoland sind nach ihrer Sprache der Urbestandteil des friesischen Volkes. Ihre ältesten Vorfahren sind es also, die sich in den keltischen Terpen ansiedelten und dort wieder zum Mutterland für die Küstensiedler der gesamten südlichen Nordsee wurden, ja das ursprüngliche Mutterland mit neuem Menschenmaterial auffüllten. Das Meer und die Meermarsch waren und sind noch heute das Herrschaftsgebiet der Friesen.

„Schillenfahrer“ und „Tunlgräber“.

Vergessene Berufe Nordfrieslands

Von Erich Kindervater (Bremerhaven).

(Nachdruck verboten.)

Wer kennt noch heute jene Ausdrücke: „Schillenfahrer“ und „Tunlgräber“? Es sind längst vergessene, durch die Zeit überholte und durch die Technik untergegangene Berufe, die nicht gar zu weit

wohner der nordfriesischen Inseln, der Halligen und der schleswigschen Küste vermögen wohl noch heute Auskunft zu geben, was „Schillen“ heißt. Der Nordfries hat mehr wie jeder andere Küstenbewohner erkannt, daß die große „Meisterin Not“ und ihre „erbtgeborene Tochter Arbeit“ eng zusammengehören. Die Not, entstanden durch das ewig wogende Meer, das mit unerfättlichem Hunger das Land; die eigene Scholle fraß und durch die schwere Art des Ringens um die Bedürfnisse des täglichen Lebens, schuf den Nordfriesen Arbeit in Hülle und Fülle. Werfen wir doch nur einen kurzen Blick auf die Entstehung dieser von den Unterwerferstädten viel zu wenig besuchten Inselwelt, die Reste versunkenen Landes sind, von dem man noch genau die Grenze zu erkennen vermag, wenn man von dem Cuxhaven gegenüberliegenden Elbeufer eine Linie an Büsum vorbei auf St. Peter zu, über Amrum, Sylt, Römö über Mand nach Sand zieht. Was innerhalb dieser Linie lag, war unstreitig das feste Land des alten Nordfrieslands, das der Sage nach sich noch bedeutend weiter nach Westen erstreckt haben soll. Immer weiter dräng das Meer in die niederen Gegenden dieses Landes ein, bildete tief einschneidende Brüchen und Meeresarme, die wie Polyphen das Land umschlangen, um es bei den Sturmfluten völlig zu vernichten und ganz in Meerestiefen verschwinden zu lassen.

So entstanden, losgelöst vom Festlande, die Dreilande Amrum, Föhr und Sylt, und neben den größeren Inseln die Halligen, die oft zweimal am Tage durch die See überflutet wurden. Und zwischen dem Festlande und der Inselwelt verdrängte die wogende See dann durch Jahrtausende hindurch ihre schneidende Arbeit, den leichten Sand nach den Inseln zu spülend, den schweren und fettigen Schlick- und Tonboden an das Festland werfend, hier Dünen und Deiche aus Sand zum Schutze der Inseln schaffend, dort aufbauend, das fruchtbare Ackerland der schleswigschen Küste vermehrend. Und dazwischen lagen dann die Halligen, nicht mit Unrecht oftmals als Wüsten im Meere bezeichnet, denn Trinkwasser mußte mühsam zu den bewohnten Halligen vom Festlande herübergeschafft werden. Ja, und wenn das Meer noch der kristallklaren Blau gliche, wenn die Marbläuen oder grünlichen Wellen an den Strand geschlagen wären! Ein widriges, trübes Gelb in Grau ist die gewöhnliche Farbe des Meeres, und nur Schlick- und Schlammboden gibt zur Zeit der Ebbe der Gegend das Gepräge. So sieht das Watt aus.

Ich sprach schon von der aufbauenden Kraft des Meeres. Dagegen, eine ehemalige Hallig, die heute Festland ist, mag dafür Beweis sein. Und in den Watten wird es zur Zeit der Ebbe lebendig. Schwärme von Seevögeln ziehen heran, das Gewirr aus dem entblößten Lande zu suchen, Möwen, Seeschwalben, hochstehende Strandreier, bunte Austernfischer, Enten, Regenpfeifer, Strandläufer, sie alle beleben das Watt, jahraus, jahrein, Tag für Tag, je zweimal tagsüber kommen sie, um Nahrung zu halten an der Tafel des Meeres.

Aber auch der Mensch eilt herbei, wenn das Watt bloß liegt, um sein Teil Beute zu erhaschen. Wir wollen heute vom Granatfang in den Bieten des Watts oder vom Fange des Butts, des Haufschiffes des Brackwassers, absehen.

Früher fuhren zur Zeit der Ebbe kleine Seefahrzeuge, Rähne, Ewer und Tjallen aus, um zu „schillen“. Otto Lehmann, ein Kenner der nordfriesischen Inseln, schreibt in seinem längstvergriffenen Werke „Unser deutsches Land und Volk“ (Bilder von der deutschen Nordseeküste). „Oft erblickt man auf hohen und trockenen Muschelbänken Fischer mit ihren Fahrzeugen, um zu „schillen“, d. h. Muschelschalen zum Kalkbrennen zu graben. Es ist dieses „Schillen“ meistens eine langwierige und mühsame Arbeit, denn oft sitzen die reichsten Muschellager einige Fuß tief im festen Sande. Man gräbt die Muscheln mit breiter Schaufel aus, wäscht und spült sie in Körben in den nächsten Bieten, um sie vom Sande und Ton zu befreien und trägt sie dann ins Schiff.“ An und für sich steht diese Arbeit ja gar nicht so erheblich aus, und doch ist sie mühsam und wenig lohnend, ein Grund mit dafür, daß man das „Schillen“, — das Wort dürfte mit „Schalen“ zusammenhängen — (Muschelschalen der Rorbmuschel, der großen Sandmuschel und der ehbaren Miesmuschel bilden die Hauptbestandteile der Muschellager) — heute kaum noch als eine Beschäftigung der nordfriesischen Inselbewohner findet. Oftmals kam es auch vor, daß der „Schillensfahrer“ acht bis vierzehn Tage auf dem Sande festlag, ehe er seine volle Ladung hatte; der Fall trat ein, wenn eine verhältnismäßig hohe Ebbe ihn verhinderte, bis zu den Muschelbänken vorzudringen, die gegrabenen Kühlen wieder voll Wasser ließen und durch Verlandung neue Arbeit machten. Zwar rühmte man diesem Muschellager im Gegenfalle zum Steinfall eine besondere Feinheit nach, jedoch die mühsame Gewinnung stand in keinem Verhältnis zu dem für das Erzeugnis gezahlten Preise.

Gleich den „Schillensfahrern“ haben auch die „Tunlgräber“ in Nordfriesland ihre Arbeit aufgeben müssen. „Tunl“ ist Seetorf. Man grub ihn im in den holzärmeren Lande ein billiges Brennmaterial zu schaffen. Nicht immer war dem „Tunlgräber“ seine Arbeit möglich. Er mußte den günstigen „Ostenwind“ abwarten, der das Wasser weit von der Küste des Festlandes abtrieb und so die Tunl- oder Seetorfbänke freilegte. Der Name Nordfriesische Seemoor zum Beispiel, altfrieschen Pellworm und der schleswigschen Küste gelegen, erinnert noch heute an die Seemoore. Wir lesen von berufener Feder über die Seetorfgewinnung:

Vu diesem Rande hegen sich mehrere Gräber zur geeigneten

hes vierediges Loch in den Sand- und Tonboden, bis sie oft erst in einer Tiefe von 1½ bis 2 Meter ein Torflager antreffen, das wiederum bis 2 Meter mächtig ist. Sie heben den Torf aus und befeilen sich, denselben mittels „Schleifen“ und „Wattschüttens“ nach einer höher gelegenen Ufergegend in Sicherheit zu bringen. Hier muß er lange an der Sonne oder Luft getrocknet werden, bevor er zum Brennen benutzt werden kann. Da jedoch der Geruch, den dieser bröckelige oder schieferige, salzige und schwefelige Torf verbreitet, höchst unangenehm ist, so dient er nur der ärmeren Klasse der Bevölkerung als Feuerungsmaterial.“

Ueber die Ausdehnung der unterirdischen Torflager an der schleswigschen Nordküste kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß sich versunkene Wälder bei der Insel Rømø wie bei Föhr und an der Kujumer Aue, rings um Oland, der bekannten Hallig, wie am Seesande bei Amrum, an der Westküste der Insel Sylt bei Westerland befinden. In diesen „Tunlänken“ erblickt man die Reste der einst versunkenen Wälder, des Damswold, Schierwall und des Panholtes. So deckt heute das ewiggrüne Meer Strecken, in denen einst lühne Jäger in undurchdringlichen Wäldern, dem Wilde mit Vogen und Speer nachstellten.

Doch nicht allein die Torfgewinnung für Brennzwecke ist es gewesen, die die Tunlgräber veranlaßt hat, ihrem gefährlichen Berufe nachzugehen, auch für die Gewinnung des „riesischen Salzes“ wurde der Tunl, der völlig mit Salzwasser durchtränkt war, gebraucht. Petrejus, ein altfriesischer Geschichtsschreiber, hat uns die Art und Weise der Salzgewinnung genau beschrieben. Es heißt bei ihm wörtlich:

„Salz wird in diesem Lande sondermerkllich gemacht. Man gräbt Buten-Diels in den Schlden unter dem salzen Wasser, wenns durch die Ebbe verlaufen, ein schwarz Mooricht Erde thohanden, wird mit Schuten oder Ewers tho Lande, wenns Wasser wieder kompt geführt, uffgebracht, und auf einen schlechten Plan ausgebreitet, vom Winde und Sonne verdorrt, angefeckt und zu Aschen gebrannt, darnach die Aschen mit salzem Wasser ein wenig geseucht und bei großen Haufen spitzig und dicht thosammen geschlagen, mit Rasen bedeckt bis zum Herbst, dar man denn sonderliche Salz-Ratens auf- oder bei den Seedielen hat, dat alsdann die Asche nach gerade in große Balljen ins mitten von einander gemacht, worauf dann See- oder Salzwasser gelassen. Dieses säubert und ziehet durch die Asche und dann eine rote Säel (Soole) oder Pedel, (Pöfel) die alsdann in ein breiten eisen Kessel gesotten, giebt reichlich Salz, schön witt und klein geförnet, zum täglichen Gebrauch, nützlich und gut, alleine, daß es einen bitteren Geschmad.“

Der Geschichtsschreiber fügt auch hinzu, daß dieses Salz „um Rindfleisch und Butter mit zu salzen, schier untüchtig geachtet wird, darzu die Landleute Vlineburger Salz, so die Staders hereinführen, pflegen zu brauchen. Auch ein umfassender Handel ist mit diesem sogenannten „friesischen Salze“ getrieben worden, das die Inseln zum Speck und täglichen Seife wohl genuket“, aber es auch „nach Dennemard vorkühret“ und dafür „Koglen“ eingetauscht haben. Später, im 18. Jahrhundert hörte die so mühsame Salzgewinnung ganz auf.

Von deutschen Familiennamen.

(Fortsetzung von Nr. 12, 1924.)

Von D. M.

(Nachdruck verboten.)

(2. Fortsetzung.)

5. Familiennamen nach Körperteilen, Gestalt, Aussehen und körperlichen Eigenschaften.

Deren gibt es so viele, von Kopf bis zum Fuß, daß unsere Zusammenstellung keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen kann. Ursprünglich wird es so gewesen sein, daß irgendein Heinrich oder Ludwig, der einen besonders gestalteten Kopf oder langen Bart hatte, Heinrich mit dem Kopf, Ludwig mit dem Bart genannt wurde, und ihre Kinder schon Friedrich Kopf oder Otto Bart, und auf diese Weise der Körperteil ohne Zusatz zum Familiennamen wurde, daneben aber treten schon früher derartige zusammengesetzte Namen auf, wie Schöntopf, Schönbart.

Wir zählen nun die Familiennamen nach Körperteilen vom Kopf bis zum Fuß auf:

Kopf: Breitkopf, Grotkopf, Großkopf (kann auch ursprünglich „großer Jacob“ sein), Krauskopf, Rotkopf, Ruckkopf (= rauh), Schöntopf, Schwarzkopf, Weiskopf, Wittkopf, Wulkopf. Andere mit Kopf zusammengesetzte Namen lassen sich auf Berge und Hügel zurückführen wie Rehkopf, Ochsenkopf, Rostkopf neben denselben Zusammensetzungen mit Koppe.

Haupt: Breithaupt, Dünnhaupt, Kraushaupt, Rothaupt, Schönhaupt, Schwarzhaupt, Weißhaupt, Wollenhaupt. Auch hier spielen manchmal Hügel- und Quellen hinein: Dünnhaupt kann Dünenhöft, Dünenspitze sein, Bornhövet ist Familienname von einem Quellort abgeleitet, wie Berghövede, Quelle der Bäte.

Schädel: neben dem Hauptwort mit Sicherheit nur Breitschädel, da Klübschädel einer sein wird, der anderen den Schädel läßt, d. h. einschlägt.

Haar: Flashaar, Flachshaar, Geelhaar, Gelbhaar, Glatthaar, Grieshaar, Kraushaar, Schlichthaar, Straubhaar (= struppig),

Bart: Breitbart, Buntebart, Flachsbart, Judenbart, Mausebart, Rotbart, Schlichtbart, Schmalbart, Spilbart, Weißbart, Zweibart, Zwillenbart (mit zwei Spiben), wegen Hammerbart auf Lamparter = Lombarde zu weisen scheint, und Geißbart das alte Gisbert, speerberühmt, sein kann, wie Schweinebart aus Swinbert, stark, geschwind, entstellt ist.

Ohr: Langohr, Schmalohr, Weibelohr, letzteres soviel wie Wackelohr, einer, der mit den Ohren „weihen“, d. h. wackeln, kann, was schon unseren Allen oft eine Quelle häuslicher Belustigung war.

Auge: Gausauge, Rothauge (Robaug), Weinauge, einer, dem die Augen leicht tränen.

Nase: Halsnase (1376), Languase (1304 Languenase), Spilnase (Maul), Ruckmaul.

Mund: Guldenmund, Rotermund, Nachmund; letzteres kann auch mit Mündung (eines Gewässers) zusammenhängen.

Zahn: Bergzahn (Eberzahn), Scharfzahn (1427), Silberzahn, Weibezahn (= Wackelzahn).

Wange: Weißwange.

Back: Dünnebacke.

Hal: Feinhal, Kurzhals, Rorthals, Gauschals (= Gänsehals), Langhals, Schönhals; unverständlich dagegen: Schmidtthals.

Kropf: Dubenkropp.

Nack: Hardenack (Hartnacken), davon Barnack, Rortnacke.

Buckel: Vogener, der mit dem gebogenen Rücken, z. B. Heinrich der Vogener, Graf von Wildeshausen, gestorben 1270; gleichbedeutend in Tirol: Hofer.

Brust: Brüstlein.

Bauch: Breitenbauch, Gutschebauch (gutschen = schaukeln, schwabbeln), Schmalbauch, Scherbauch.

Hand: Einhand, Geradehand, Rosehand, Luchterhand (einer der „links“ ist), Weichhand.

Faust: (kann auch von Faustus, der Glückliche, kommen), Hartfaust, Hardefaust. Vergleiche: Hardenack.

Finger: Daum, plattdeutsch Duhme, Fingerlin, Goldfinger, Fingerlos, während Daumenlang zur Gestalt zu ziehen ist.

Bein: Dünnebein, Einbein, Hohlbein (Holbein), Sudelbein, Klapperbein, Krummbein, Langbein, Löffelbein, Schönbain, Streckbein, während z. B. Hafenbein, Hühnerbein, Mühlenbein, Ziegenbein aus der Abkürzung Benne-Bernhard verberbt sind. Lundenbein, der ein kurzes Bein hat, also in eine „Lunde“ = Vertiefung tritt.

Schenkel: Kurzschenkel, Langschenkel.

Fuß: Breitfuß, Gelbfuß, Großfuß, Guckfuß (= Guckfuß, Klumpfuß), Kaulfuß (dasselbe), Kliefoth (dasselbe, von klinwa, Kugel), Holzfuß, Knackfuß, Klinkerfuß, Krummfuß, Leichtfuß, Plattfuß (Platzfuß), Rauchfuß (rauh), Scharrfuß, Schmalfuß, Schneefuß, Schönfuß, Stotterfuß (wohl: Sinkender), Streckfuß und Rede-fuß, dazu viele Zusammensetzungen mit Tieren, als Hasen-, Hühner-, Reh-, Ziegenfuß u. a. Barfuß „ann erer sein, der kein Schuhzeug trägt, vergleiche den Familiennamen Barst = barfüßig, von Menschen und Pferden gebraucht, aber auch vom Barfüßer = Mönchsorden kommen; Blaufuß, einer der Falken (Blaufüße von Webersfal) abrichtete und verkaufte; Dolkfuß ist Abkürzung von Adolphus, Seefuß = Sigifuns, siegbereit (andere Zusammensetzungen auch mit furs = bereit), wegen Dregfuß auf Trebviranus, einer aus Trier, zurückzuführen sein wird.

Von der Gestalt nennen wir folgende Familiennamen: Groß, Großkurz (= der große Kurt), de Reese (der Riese), Lange, Kortlang (= ein „Gernegroß“), Klein, Kleen, Kläne, Daumenlang, Korte, Kurz, Jwerg, Dicke, Dünne, Dürre, Schewe (= schief); vom Aussehen: Schwarte, Schwarz, Rohde, Roth, Witte, Weiß, Griefe, Grau, Kruse, Krause, Krauß; von körperlichen Eigenschaften: Blind, Scheel, Schiele (einer, der schielt), Darm, Taube (schwerhörig), Stark, Stühr (en „sturen“ Keerl), Straube (= strupp, rauh, auch von Gemütsart), sowie Nebelohr, ohne doch diese Reihen als vollständig hinzustellen.

Muscheltreibe des Brackwassers.

Von W. Alie.

(Nachdruck verboten.)

Die Seepocken in meinem Brackwasseraquarium, die dort monatelang Alleinherrscher waren, haben Konkurrenten bekommen. Weitläufige Vektoren, also auch Angehörige des großen Verwandtschaftskreises der Krebse, haben sich eingefunden. Jugendzustände derselben, die anfangs der Beobachtung entgangen sind, müssen sowohl in dem zur Füllung des Beckens geschöpften Hafentwasser enthalten gewesen sein. Sie sind langsam herangewachsen, demgemäß zeigten sich zunächst nur vereinzelte Tiere, aber da sie günstige Lebensbedingungen — ihre Konjunktur — durch rasche Vermehrung auf ungemeinlichem Wege auszunutzen verstanden, so bevölkerten sie jetzt in Scharen das Wasser. Sie sind, wie die Seepocken auch, „Hausbesitzer“, aber sie genießen diesen gegenüber den bescheidenen Vorzug, nicht zeitweilig an den Ort ihrer ersten Niederlassung gebannt zu sein, sondern ihr Haus mit sich forttragen zu können.

Der Name Muscheltreibe deutet schon auf die Bauart der Behausung hin, sie besteht aus zwei muschelförmigen Kalkschalen, die durch ein in der Mitte befindliches Loch verbunden sind. Das obere Loch dient

des Schloßband zusammengefügt sind und vermöge des elastischen Juges desselben lassend gehalten werden. Kräftige, den Schalenraum in der Mitte quer durchziehende Muskeln ermöglichen dem Tiere, das Gehäuse fest zu schließen, und in diesem Zustande ist die Aehnlichkeit mit einer kleinen Muschel recht rauhend.

Allerdings ist ein solches Mischelchen recht winzig. Cypridopsis aculeata, so heißt die Art, die mein Aquarium augenblicklich belebt, wird kaum dreiviertel Millimeter lang, und von den übrigen Formen, die im Brackwasser unserer Küsten vorkommen, überschreiten nur zwei die Länge von einem Millimeter. Der Artnamen aculeata deutet an, daß die Schalen mit kurzen, dicken Fortsätzen dicht besetzt sind, so daß die kleine, grünliche, im Profil fast dreieckige Muschel bei schwacher Vergrößerung stachelig wie ein Igel aussieht. Daß es sich aber nicht um eine Muschel handelt, daß also ein Weichtier das Innere bewohnt, wird sofort klar, wenn die Schale sich öffnet. Dann erscheinen zahlreiche lange Borsten, einem lockeren Pinsel gleichend, am Vorderende, und in der Mitte des Unterrandes zeigen sich zwei hakenförmig gekrümmte, lebhaft bewegliche Spizen.

Ueber die Art dieser aus dem Schalenpaß hervortretenden und über den Bau der in der Schale verborgen bleibenden Gliedmaßen ist durch die Beobachtung des lebenden Tieres weiter keine Klarheit zu gewinnen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, muß man die Tiere so abtöten, daß die Schalen klaffen, das ist durch geeignet zusammen-gesezte Konservierungsskizzen zu erreichen. Dann gilt es, beide Schalen mit Hilfe feiner Nadeln abzulösen; da sowohl das Schloß-band als auch die Schließmuskeln dabei zu trennen sind, ist beson-dere Vorsicht zu beobachten, damit das Tier unverletzt bleibt.

Ist die Abtragung der Schalen gelungen, so pflegen fünf Glied-maßenpaare deutlich hervorzutreten, während drei andere, die außerdem noch vorhanden sind, bei weiterer Bergliederung erkenn-bar werden. Die beiden Fühlerpaare am Vorderende, das erste vor-wärts, das zweite nach unten gerichtet, dienen, wie Beobachtungen an munter im Wasser sich tummelnden Tiere zeigen, als Schwimm-organe. Das wichtigste Klammer- und Kletterwerkzeug dagegen ist das zweite Beinpaar, das bei dieser Tätigkeit allerdings durch das zweite Fühlerpaar wirksam unterstützt wird, so daß die Tiere mit Leichtigkeit an den mit einem schwachen Anhängsel überzogenen senkrechten Glaswänden des Aquariums emporzuklimmen ver-mögen. Das letzte Beinpaar, das aufwärts in den Schalenraum ge-krümmt ist, wird als Fußpaar bezeichnet, es dient dazu, die inneren Schalenflächen von eingedrungenen Schmutz- und Schlammteilchen zu befreien. Vor den Beinpaaren liegen die Mundwerkzeuge; die Kiefer tragen kräftige, bezahnte Kauflächen, sie sind mit reich beborsteten Tastern versehen, die besenartig die zer-kleinerte Nahrung zusammenfegen und der Mundöffnung zufüh-ren. Wie genau diese Fresswerkzeuge arbeiten, davon mich zu über-zeugen, habe ich im Verlauf der letzten Wochen Gelegenheit gehabt. Die feinerzeit in das Becken eingebrachte Seepodenkolonie war arg verschmutzt, durch Bürsten hatte ich sie nur oberflächlich reinigen können. Seit aber die Muscheltreibe im Aquarium ihr Wesen trei-ben, sind alle Gehäuse blank und sauber geworden, sogar die Haus-nummern, die ich mit angeblich unzerstörbarer chinesischer Tusche angebracht hatte, um an bestimmt wiederzuerkennenden Tieren die Häutungsorgänge verfolgen zu können, sind durch das Benagen bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

Im Brackwasser begegnen sich Abstammlinge aus dem Süß-wasser mit Einwanderern aus dem Meere. Bei den Muscheltreibern des Brackwassers ist die Herkunft leicht festzustellen, weil die des Süßwassers von den marinen sich im Bau deutlich unterscheiden. Cypridopsis aculeata gehört einer Gattung an, deren Arten bis auf eine im Süßwasser leben, auch die nächst verwandten Gattungen sind hauptsächlich dort vertreten, aus diesen Gründen ist anzu-nehmen, daß unsere Art diesem Lebensbezirke entstammt. Im Meere haben die Muscheltreibe, was die Zahl der Gattungen und Arten anbelangt, ihre reichste Entfaltung. Demgegenüber ist die Zahl derjenigen Arten, die sich von dort ausgehend an die eigen-artigen Lebensbedingungen anzupassen vermochten, die das Brack-wasser bietet, verschwindend gering. Rund ein Dutzend Arten kom-men da nur in Betracht, und von denen habe ich bisher nur zwei in unserer engeren Heimat feststellen können. In Zümpeln auf dem Watt in der Nähe des alten Forts Brinklamahof fand ich die uns-cheinbare, bräunlichgelbe Cythoera castanea und die in die braun-schweigischen Sandfärbungen gekleidete Cythoera gibba, die auf blauem Grunde einen leuchtend gelben Sattelfleck zeigt.

Unsere Wesereinfahrt in alter Zeit.

Von G. Rahmeyer (Bremerhaven).

(Nachdruck verboten.)

Wenn zahlreiche Passagiere unserer heimkehrenden Dampfer heute in stiller Bewunderung beobachten, mit welcher ruhigen Sicherheit der Schiffsführer seinen Weg aus der weiten Nordsee in die verhältnismäßig enge Fahrtrinne der Weser und zwischen ihre verhängnisvollen Untiefen und Sande hindurch findet, wenn sich dann der eine oder andere erklären läßt, wie Seelarten und Seg-lanten, Leuchttürme und Tonnen aller Art zusammenwirken, um dem Schiffsführer unter einem geschulten Auge bei Tag und Nacht mit Bestimmtheit die präziseste Richtung zu geben, dann mag es nicht

uninteressant sein, sich durch einen Einblick in eine Segelan-weisung aus dem Jahre 1642 einmal zu vergegenwärtigen, mit welcher primitiven Mitteln unsere Vorfahren hier den schwieri-gen Weg abtasteten mußten, um unter den größten Gefahren den ersehnten Hafen zu erreichen. Zugleich wird aber auch ein solches Dokument uns zu der heilsamen Erkenntnis führen, daß wir mit all unserem Haben und Können auf den Schultern unserer Väter stehen, daß wir also in den modernsten Seefahrtseinrichtungen sehr oft die Kulturarbeit längst verklungener Tage zu würdigen haben.

Beachtenswert ist u. a., welche wichtige Rolle die Kirchtürme zur Berechnung des Seeweges bildeten. Bei unserem Watt-Fahrtwasser rechnete man also mit Tiefen von 6 Faden a 6 Fuß = 36 Fuß. Bei einer Tiefe von nur 4 Fuß unter Brake würde der Hafen Bremens uns heute wohl wenig Konkurrenz bieten. Dabei hieß es in einem alten Seemannsliede: „Wi Klippmann“ (Brake) fangt de See all an“.

Sprachlich ist von Interesse, daß unser gutes Plattdeutsch sich als Kanzleisprache behauptete. „oog“ Endung bei den Inselnamen lautet hier eigenartigerweise auf „ohde“.

Erste Segelanweisung vom Jahre 1642.

Wy de Verordnede sampt Oiderlücke eines Erfsamen Koy-mans der Stadt Bremen — dohn allen Schippern und See-fahrenden Personen vermiddest dusses kundt und thoweten — dat Wy up anholden und na Rahde des Koymans und der ganken Seefahrt tho Bremen de Unordninge dohn laten — Dat henforde de Oster oder grote Weser nicht mehr uthgetonnet — besonders an deren stede de Wester Weser desto better und mit mehrer Seetonnen schole versehen werden — Und damit man sich int tholümstige desto beter darna möge thorichten weeten — als wert hiemit wol-meintlich erinnert — Dat de Schipper — so oft se de Weser infegelen willen — ehren cours recht Oft in nehmen mögen — alsdann findet man eine Tonnen de Leydetonnen genöhmte — welke ligt van dem Thorne tho Wangerohde Sühdwesten tho Sühden — und werden ferner darnu int Gesichte kriegen de andere Tonnen — de Mar-d-tonnen geheten — weldere ligt van dem Thorne tho Wanger-ohde Sühdwesten und Nordosten — und Minsserkerke ligt Sühden — Dargegen averst Nordosten ligt eine witte Tonne — vor dem Stert van dem Koyden Sande — up 7. Fahdem deep mit einem kleinen Wather — und mögent de uth der See kahmen — darbaben edder benedden hensegeln — Und dewyle de Plate — welke herröret van dat olde Minserohde — van der Stein-balge Sühden und Norden ligt — als moth ein Schipper — welder van der See inkompt — desülben Plate an Stilerbordt liggen laten und den Schlach van dem Sühdewalle van Wangerohde aff up 9. oder 10. Fahdem deep nehmen — und segelen — solang ostwärts in — dat he den Thorn van Wangerohde Sühdwesten thom Sühden van sich — und also de vorgemelte Leyde Tonnen — welke up 8. Fahdem deep ligt — int Gesichte kriegt — alsdann wert he finden de vorgedachte Mar-d-tonnen — und dann ferner 8. Tonnen up ein cours, welke man de eine van der andern sehen kan.

Ferner is od hirby in acht tho nehmen — dat in dysser nun-mehr uthgetonneten Wester Weser — de Strohm Nordwest und Sühdost falt — wolte averst jemandt unter den Rothstrand segeln — desülbe mag idt dohn up sin Gefahr — und wil man einen jedern davor gewarshouwet hebben — alldewyle de Ebbestrom darßüwest diwers up de Plate in de Steinbalge Sühden und Nor-den falt — und up einen Ostwind mehrendels dröge tho werden pflegt — Welder Schipper averst uth der Harle und aver de Wad-den kompt fahren — de moth den Schlach van dem Walle nehmen up 5. oder 6. Fahdem — bar wert he der erste Tonnen bey dem Rothstrande finden — so up 6. Fahdem ligt — und folgendes noch 2. Tonnen — so od up 6. Fahdem liggen — und segelen so lange dat de Thorn vad Wangerohde by Sühden der Dühnen kompt — und segelen ferner Osten thom Sühden aver — beth an de Mohlen Tonnen — alsdann kompt he in dat rechte Fahrwater van der Weser.

Und dewyle od by der Brake an der Weser eine Drocht sid findet — also dat benedden der witten und schwarzen Tonnen vor der Klippmann genöhmte — up ein klein Water sich nur 4. Roth Waters finden — als werden tho vorderst de Schipper van den grothen Schepen gewarshouwet — tho Sandstede mit ehren Schepen tho setten — und entwedder mit einem hogen Water upthofegeln — oder nach ehren gutdünden darßüwest tholossen. Worna sid dann int tholümstige ein jedweder wert wetten tho richten.

Gegeben in Bremen, den 12. April, An. 1642.

Merkspruch.

Die deutliche Deibe ist das Abbild der nordischen Seele. Sie ist nicht gesellig und nur dem vertrauten Freunde mittelst, ganz wie der echte Niedersachse. Aber sie ist ohne Falsch wie er, und in den stillen Stunden gibt sie uns mehr reise Schönheit als das unsterbliche Sonnengesundel südländischer Landschaften.

Hermann Vöns (Tal der Lieder).